

gesunden Körpers, ihrer Jugend und ihrer sozialen Stellung. Sie wollen nicht sehen, sondern „schauen“, nicht denken, sondern „ahnen“, nicht wissen, sondern wähen. Das Geheimnisvolle zieht sie an.

Ist es untermenschliches Elend oder übermenschlich-unstillbarer Ehrgeiz, sind es Not und Leid, die den Taumelnden ruhelos, endlos im magischen Zirkel hetzen? Welche Feder schnellt den glücklich-harmonischen Wilden, von dessen Einklang mit der Natur die Bücher und Filme fabeln, wieder und wieder über die Grenzen seines fast tierhaften Daseins? Welche Gewalt zwingt die Kühe und Schafe von Texas, Neumexiko und Kolorado, auf ihren Weiden jene berausenden, verderblichen Kräuter zu suchen, zaubern sie denn auch vor glotzende und blöde Tieraugen Trugbilder? Wer hat das australische Rindvieh verführt, nach einem sinnestäuschenden Futter zu schnüffeln? Wer lenkte den Menschen der Urzeit auf die Spuren der Kokablätter, des Mohns, des indischen Hanfs oder der Nachtschattengewächse?

Auf einer dünnen Kruste über vulkanischem Feuer atmet die winzige Kreatur eine Luft, die einen Raketenflug hoch sich zu eiskaltem Nichts verdünnt. In Arterien und Venen pulsiert ein unerklärlicher Saft. Ströme durchfließen das All, die wir benutzen, ohne sie zu begreifen. Droben die Sterne, wir nennen sie zwar, doch wir kennen sie nicht. Keiner noch hat den Raum abgeschritten! Vielleicht drücken Frechheit und Angst dem Menschen das chemische Präparat in die zitternde Hand, den Trank, der ihm die dreimal verriegelte Pforte öffnen soll!

Die alten Einwohner Mexikos beteten die Pflanze Peyotl als Inkarnation einer Gottheit an. Sahagun, der erste Historiker dieses Landes, berichtet schon im 16. Jahrhundert: „Die Teochichimekas kennen die Kräuter und die Wurzeln, ihre Eigenschaften und ihre Wirkungen. Sie kennen auch den Peyotl. Diejenigen, welche den Peyotl essen, genießen ihn an Stelle von Wein. Desgleichen den Giftpilz Nanacatl. Sie versammeln sich irgendwo in der Steppe, dort tanzen und singen sie Tag und Nacht. Und am anderen Tage kommen sie wieder zusammen und weinen, weinen sehr . . . Die Pflanze Peyotl, eine Art Erd-Tuna, ist weiß, wächst in den nördlichen Gegenden und bewirkt bei denjenigen, welche sie essen oder trinken, schreckliche oder lächerliche Visionen. Diese Trunkenheit dauert zwei bis drei Tage und schwindet dann.“

Der lateinische Name des Krautes lautet Mescalín. Ein Arzt, der das Peyotl-Mescalín gekostet hat, beschreibt in der medizinischen Fachliteratur die Traumwirkung: „Endlose Gänge mit prachtvoll spitzigen Bögen, wundervollen bunten Arabesken, grotesken Verzierungen, schön, erhaben, hinreißend durch ihre phantastische Pracht. Das wechselte und wogte, baute auf, verfiel, entstand in Variationen wieder, schien bald nur Ebene, bald dreidimensional, bald in endloser Perspektive, im All sich verlierend. Die Sofainsel schwand. Ich empfand mein körperliches Dasein nicht mehr. Zunehmendes, unermesslich sich steigerndes Gefühl des Sichauflösens. Eine große Spannung kam über mich. Es mußte sich mir Bedeutendes